

Nr. 203. **Bromberg, den 22. Oktober** **1926.**

Durch die Zeitung.

Roman von Gustav Schiller.

(5. Fortsetzung.)

IV.

Mit bebenden Fingern zog Lo sich an, um nach der Bildergalerie zu gehen. „Neun Uhr“, murmelte sie, wie doch die Zeit rast ... Wie wird es nur sein? Vielleicht gefall' ich ihm gar nicht? Oder wenn ich ihm gefalle? ... Vielleicht wartet heute meines Lebens Glück auf mich? Und die Schwestern haben keine Ahnung ... ein Stelldichein ... mit einem Offizier ... aber geschehen kann mir ja nichts ... dann rufe ich um Hilfe, es sind ja ständig Wärter da ... wo er nur her weiß, wie ich mich kleide? Ob er den Detektiv schon bestellt hat? ...

„Lo! Lo! Schnell, schnell, der Vater!“ Vom Korridor herein klang Irmas Stimme, und dem Tone merkte man es an, daß etwas Furchtbares passiert sein müsse. Mit einem Satze war Lo draußen. „Was ist denn?“ Aus der Küche kam Mi gestürzt. „Der Vater? Was ist mit dem Vater?“ Aber Irma war schon wieder im Zimmer des Vaters verschwunden, und als die Schwestern hereingeeilt kamen, hielt sie schon einen Toten im Arm. „Um Gotteswillen, Lo, eile, so schnell du kannst, zum Arzt! Du bist angezogen, das paßt gut. Im Vorbeigehen telephoniere nach Franz. Amt zehn hat einen Automaten. Mi, bring' kaltes Wasser! Vielleicht ist es nur ein Schlaganfall! O Gott!“ Aufweinend tastete sie mit zitternden Fingern nach den Pulsen, ob sie noch arbeiteten. Aber still stand das Blut, und der Arzt, der in einer Viertelstunde schon kam, noch ehe Lo vom Amt zehn zurück war, konnte nur noch den bereits eingetretenen Tod feststellen.

Nach einer Weile, der Arzt hatte schon wieder das Haus verlassen, kam Lo zurück. Gleich hinter ihr Franz. Ganz weiß war sein braunes Jungengesicht, als er vor dem toten Vater stand.

„Mein Gott! Das kann doch gar nicht sein?“ Ratlos faßte er nach der schon halberkalteten Hand. Schwer lag sie in der seinen. Reglos, nicht mehr gelenkt vom warmen Willen des Lebens. Ein entsetzliches Erstarrtsein lag über den Geschwistern. Tränenlos, fast atemlos warteten die Mädchen, daß er noch einmal rede, daß er ihnen wieder gehöre, der bisher der Inhalt und Führer ihres Daseins gewesen.

Vom Vorsaal drangen gedämpfte Stimmen herein. Das Mädchen hatte kurz entschlossen, den Freund des Verstorbenen herbeigeholt. Sein Sohn Alfred begleitete ihn. Nach leisem Klopfen, das niemand im Zimmer beantwortete, traten sie ein. Nun war mit einem Schlage der Bann von ihnen genommen. Lo und Mi weinten laut auf, Franz fiel dem väterlichen Freunde wortlos um den Hals, und ein erschütterndes Schluchzen befreite sein Herz von dem unerträglichen Druck. Irma faßte taumelnd nach einem Stuhl, Mit schneller Bewegung riß Alfred Braun sie an sich und hielt sie fest. „Wasser!“

Die Zwillinge sprangen herzu. Noch stand der Napf da, den sie für den Vater herbeigeschafft hatten. Nach einer kurzen Zeit zärlichster Bemühung war Irma wieder bei sich.

„Das beste ist, ihr fahret jetzt zur Mutter hinüber,“ bestimmte Herr Braun. „Alfred begleitet euch. Franz wird mir helfen, hier alles Nötige zu besorgen.“ Ohne Widerrede fügten sich alle seinen Anordnungen. Gewaltsam raffte Franz sich auf. An der Hilflosigkeit der Schwestern erstarkte seine Energie. Er fühlte auf einmal die schwere Verantwortung, die auf ihm, dem einzigen männlichen Mitgliede der kleinen Familie, lag.

*

Das Begräbnis war vorüber. Die Geschwister Jakobus weilten noch als Gäste in „Villa Braun“. „Erst ruht ihr euch von allen Aufregungen gründlich aus, dann werden wir über eure Zukunft beraten,“ meinte Frau Braun, die eine energische Natur war.

Eines Abends, als die Schwestern in dem eleganten Fremdenzimmer, das sie gemeinsam bewohnten, sich eben zur Ruhe begeben wollten, klopfte es, und Franz kam herein. „Ich möchte sehr gern etwas mit euch bereden.“

„So spät noch?“ fragte Irma verwundert. Die gewaltige Erregung, in der er sich befand, ließ sie allerhand Schlimmes vermuten. Sie war durch den jähen Tod des Vaters ein wenig schreckhaft geworden. Sogleich schob sie ihm einen Stuhl hin. „Bitte setz' dich! Es macht mich nervös, wenn du beim Sprechen immer hin und her rennst wie ein gefangener Löwe.“

Da mußte er lächeln. „An deiner Kribbligkeit seh' ich, daß du etwas Unangenehmes erwartest, aber du täuschest dich. Im Gegenteil, ich bringe eine sehr gute Nachricht. Alfred Braun will mir die Universität bezahlen.“

Da fuhr sie auf, leidenschaftlich erregt, wie man es nie von der vernünftigen „Alten“ erwartet hätte. „Das darf nicht sein! Lieber fange als Schreibjunge in irgendeiner Hinterstube an!“

Auch die Zwillinge stimmten ihr bei, und je ruhiger Franz blieb, desto beredter wurden ihre Einwendungen, bis der Bruder eine kurze, ungeduldige Handbewegung machte. „Hättet ihr mich ausreden lassen! Alfred Braun leiht mir das Geld. Auf Schuldschein.“

„Wie leichtsinnig von ihm!“ warf Irma ein. „Wo du doch keine Sicherheit zu bieten hast.“

Franz zuckte die Achseln. „Außer meinem Ehrenwort, die Schulden, sobald ich kann, abzahlen zu wollen, hat er keine. Das ist wahr. Und ein Ehrenwort ist in solchem Falle keine. Nicht, daß auch nur der Schimmer des Gedankens in mir wäre, es nicht halten zu wollen. O nein! Aber ich könnte sterben ... und dann ...“

„Dann käme Alfred Braun um sein Geld. Oder wir müßten es abzahlen.“ Lo sagte es ernst, bedachtsam, jedes Wort abwägend, und doch mit der Selbstverständlichkeit, die anständigen Menschen in solchen Lagen eigen ist.

Dann war eine lange Pause. Jedes erwog die Möglichkeit dieser Lösung. Endlich sagte Mi leise und zaghaft: „Das alles wäre nicht nötig, wenn sich Irma Alfred Brauns Liebe gefallen ließe.“

„Wie denn, gefallen ließe ...? Du drückst dich so sonderbar aus!“ Franz wußte offenbar nicht, was er aus Mis Bemerkung machen sollte.

„Ich meine, wenn sie ihn heiratete?“

Langsam wandte sich Franz herum und sah erwartungsvoll die älteste Schwester an. Seine ganze Haltung war volle Zustimmung zu dem Ausspruch Marias. Lo schwieg. Weil auch sie es brennend wünschte und nur die geliebte Schwester nicht drängen wollte, darum schwieg sie. Aber der ängstlich wartende Blick verriet dieser doch sehr deutlich, was sie dachte. Und Irma sah alle drei reihum an, dachte daran, was alles

von ihrem „Ja" abhinge. Die Schwestern hatten wieder eine Heimat. . . .

Blieb sie bei ihrem Nein, dann mußten sie alle auseinander, wer weiß, in welch drückende Abhängigkeit, preisgegeben den Ungerechtigkeiten eigensinniger Brotherren! Allein draußen im Leben, wo es so viel Unsauberes, Gemeines gibt. Und Franz? . . .

Das Geld so annehmen, das ging ja nicht. Dann mußte er eben alle Träume begraben, und all seine schöne Begabung für den Beruf eines Seelenpflegers würde dann brachliegen bleiben. Ein kleines, graues Alltagsdasein würde er leben, und nie die stolze Höhe seiner Träume erreichen.

An sich selbst dachte sie in diesem Augenblick nicht, obwohl sie sich in den Nächten, da sie schlaflos gelegen, den Kopf zermartert hatte, was sie beginnen, wie sie sich und den Geschwistern ein Heim schaffen könne.

Der tote Vater fiel ihr ein. Es ist das Wichtigste, gut sein! Wer gut ist, der hat das Recht auf seiner Seite. Das war seine Lebensanschauung gewesen. Nein, er hatte keine Reichtümer dabei gesammelt, aber ein guter, edler Mensch, fertig zum Sterben, war er gewesen, als der Tod unerwartet kam.

Ist es nicht etwas Großes, für andere etwas Schweres auf sich nehmen? Dann verfolgte sie diesen Gedanken schon wieder. Was ist denn so schwer? Sie fand nicht eben ihr Ideal in Alfred Braun. Wer findet das? Aber sie schätzte ihn doch sehr. Der Gedanke, seine Frau zu werden, hatte sie nie erschreckt, sondern nur in der vagen Erwartung, daß eines Tages ein ganz besonderer Märchenprinz kommen würde, war in ihr die Überzeugung herangereift, daß sie ihn nicht nehmen könne. Wo sollte denn in aller Welt dieser Märchenprinz herkommen?

Wie närrisch fand sie sich selbst auf einmal!

Ratlos drückte sie die Hände ineinander. Jetzt den Vater dahaben können. Eine Viertelstunde nur. Ihn fragen können.

Sie seufzte tief auf. „Mi, was du da eben sagtest . . . Ich will es mir bedenken. Ihr habt ja recht! Aber . . . ich . . . das muß ich mir doch erst überlegen. Und wenn ich's tät', dann müßte ich es ihm doch sagen, daß . . ." Daß ich's für euch tu', hatte sie sagen wollen. Aber rechtzeitig fiel ihr ein, daß das die Geschwister kränken könne. Oder daß sie sich ihr in Zukunft allzusehr verpflichtet fühlen würden, und daß aus diesem Gefühl schließlich eine Entfremdung erwüchse. Nein, dann wäre ihr Entschluß fehlgeraten. Verbinden wollte sie die vier jungen Herzen, denen der Tod den einzigen Berater und Schutz geraubt.

Blitzschnell jagten diese Erwägungen in ihrem Kopfe, dann vollendete sie zögernd: „Daß ich ihn nicht liebe."

Franz nickte. „Gewiß, das mußt du sagen, und wenn er dann will, dann könnte uns ja allen geholfen sein. Aber nun will ich gehen. Wann kann ich deinen endgültigen Entschluß hören?"

„Morgen früh!" sagte Irma mit fester Stimme.

„Dann gute Nacht für heute, Alte! Und wie du dich auch entscheiden magst, in jedem Falle bleibt dir meine brüderliche Liebe und unbedingte Hochachtung gewiß. Zwischen uns Geschwister soll der Eigennutz seine Schatten nicht werfen. Das sind wir unserem Vater schuldig." Er drückte den Schwestern schnell nacheinander die Hände und ging mit flinken Schritten hinaus.

Irma verbrachte fast die ganze Nacht schlaflos. Hin und her erwog sie ihren Entschluß.

Gewiß, sie wußte, daß Alfred Braun sie liebte. Lange schon warb er um sie. Sie kannte sein aufrichtiges, treues Wesen so genau, daß es ihr oft leid getan hatte, daß sie seine Gefühle nicht erwidern konnte. Sie hatte zu seiner Ehrenhaftigkeit unbedingtes Vertrauen, aber im stillen war sie überzeugt, daß zum Heiraten noch außerdem eine himmelstürmende Leidenschaft gehöre. Weil ihr äußeres Leben so still und ereignislos verrann, meinte sie, ihr inneres Erleben müsse desto eindrucksvoller, bewegter sein.

War das ein Irrtum?

Vielleicht!

Man kann auch ein Alltagsschicksal aus der Plattheit herausheben, daß es besondere Weihe erhält durch den Geist, in dem man es lebt. Und sie trieb trotz allem der Geist uneigennütziger Liebe. Noch wandte diese sich ausschließlich den Geschwistern zu. Aber darüber bestand bei der Vornehmheit ihres Wesens doch kein Zweifel, daß ihre ganze Treue und Hingabe dem Manne gehören würde, der ihr die Möglichkeit schaffte, den Geschwistern ein Heim bieten zu können. War er damit zufrieden, dann wollte sie in Gottes Namen ja sagen. Morgen . . .

Todmüde schlief sie ein, als ihre Gedanken sich soweit geklärt hatten.

V.

Wenzel von Mendelen ging erwartungsvoll in seinem Wohnzimmer auf und ab. Seit einer Stunde wartete er auf Hans Wilhelm. Er kam nicht. Eine Zigarre nach der andern rauchte er, er kam nicht. Es ging schon auf drei Uhr, und gleich nach Mittag, also gleich nach dem Stelldichein mit der Rätselhaften wollte er kommen. Was lag da vor?

Er war sehr gespannt. Schließlich aber reute ihn die schöne Zeit, die er so um die Ohren schlug, und er beschloß, Briefe zu schreiben. Da war doch der verlorene Tag etwas ausgenützt.

Emsig flog die Feder über das Papier. Eine halbe Stunde lang war er ungestört. Dann kam Hans Wilhelm. In schrecklicher Laune.

Auf die gespannte Frage des Freundes: „Na, wie war's?" hatte er nur ein hohnvolles Auflachen. Da stutzte der. Erstaunt sah er ihm zu, wie er Mütze und Handschuhe auf den Tisch warf. Dann riß er den Rock mit einem Ruck auf, als ob er ersticken müsse. Aus diesen Anzeichen schloß Wenzel, daß etwas sehr Unangenehmes passiert sein müsse.

„Mensch, rede! Ich platze vor Neugier!"

Hans Wilhelm blieb vor ihm stehen und sah ihn funkelnden Auges an.

„Sag' mal, hast du auch gedacht, Anstand und Noblesse sei bei den Weibern zu finden?"

„Hm . . . bei allen nicht, aber bei vielen, das weiß ich."

„So! . . . Dann laß dir dein Schulgeld wiedergeben! Das ist Rasselbande von A bis Z. Was sagst du? Unsere famose Rätselhafte kann schwindeln wie ein Bändeljunge. Sie ist nicht gekommen!"

„Ah! . . . Das ist aber stark! Immerhin hat sie sich doch als Dame zu erkennen gegeben und durfte das nicht tun. Wie kann sie sich selbst nur das antun?"

„Häh! Weiß ich's? Wer weiß, was das für'ne Pflanze war! Wer weiß, aus was für 'nem Briefsteller sie ihre herzigen Briefe abgeschrieben hat! Oder hat sich sie am Ende aufsetzen lassen von irgendeinem Winkelpoeten für fufzig Pfennige das Stück! . . . Großartig, daß man auf sowas hineinfallen kann! . . . Das kommt davon, wenn man sich „durch die Zeitung" verheiraten will! Gott soll mich bewahren! Ich bleibe ledig, solang' ich noch einen Schnaufer tu'! Und wenn sie mich nach meinem Ableben zu nahe bei einem Frauenzimmer begraben, dann „geh' ich um"! Das weiß ich!"

„Nu laß mich aber endlich auch mal was sagen! Sie kann krank geworden sein, oder es ist sonst etwas „Unvorhergesehenes" passiert. Ein unerwarteter Besuch kann gekommen sein, ein Unfall in der Familie."

„Was denn noch alles? Vielleicht sind eben die Schuhsohlen abgewesen, oder sie hat eine Tasse Kaffee auf das schöne „Modefarbene" geschüttet? Nee! Zum Affen hat sie mich halten wollen! Das ist's! Ich kann mich verrückt ärgern über mich selber, daß ich erst hingeh'. Wie der Esel am Scheunentor hab' ich dagestanden von der Eröffnung an bis jetzt. Also von zehn bis drei Uhr. Den Dornzieher und das „Daviddel mit'm Strohhütel!" könnt' ich dir Zug um Zug aus Nudelteig kneten, so genau hab' ich sie mir angesehen, aber die holde „Rätselhafte" hab' ich nicht gesehen."

„Du hast sie hoffentlich nicht verfehlt?"

Hans Wilhelm tippte sich mit spötttisch mitleidiger Gebärde an die Stirn. „Verfehlen? Wo ich den Paul am Eingang hingestellt hatte, damit er mir einen Wink gibt, wenn sie kommt. Es war auch eine da in einem sandfarbenen Satinkleide. Aber die hatte drei Warzen auf der Nase und einen ganzen Gurkengarten auf dem Hut. Ich wollte schon 'ran, aber Paul wackelte so verzweifelt mit den Armen, als ob ich beabsichtigt hätte, mich angesichts des kunstgenießenden Publikums bis aufs Adamskostüm auszuziehen. Sie war es nicht."

„Armer Kerl! Wenn man bloß wüßte, was da vorliegt."

„Ich versteh' nicht, wie du dieses Geschöpf noch entschuldigst. Sie ist eine ganz Abgefeimte und weiter nichts!"

„Das kann ich nicht glauben. Paßt auch nicht zur Auskunft des Graphologen: Wahrheitsliebend bis zur Rücksichtslosigkeit, sehr treu, innig und beständig. Alle ihre Briefe tragen so deutlich den Stempel des Ungekünstelten . . . ich kann sehr schwer mich mit dem Gedanken befreunden, daß da böse Absicht vorliegt, sondern bin sehr geneigt anzunehmen, daß irgendetwas Unvorhergesehenes sie abgehalten hat. Ich würde zunächst mal abwarten, ob ich Bescheid erhalte. Sicher wird sie sich entschuldigen wegen ihres Ausbleibens. Du willst ihr wohl nicht zuerst schreiben?"

„Um nochmal einen Narren aus mir machen zu lassen? Nee! Ich bedank' mich! Sie soll ihre „wahrheitsliebenden" Briefe in Zukunft an den Schah von Persien richten! Ich hab' genug! Vollständig genug! Ich bin heilfroh, daß übermorgen mein Urlaub beginnt. Da hab' ich wieder mal andere Umgebung, denn mir ist geradezu die Stadt verleidet. Na, vielleicht tu' ich recht schnell meinem Vater den Gefallen, heimzukommen. Halt eben solo! Mit dem Heiraten ist es nichts . . . was soll ich also hier das schöne Geld

verknitschen. Zu Hause spar' ich außerdem noch einen Inspektor."

„Ich würde das sehr bedauern und mit mir noch viele andere, aber schließlich ist es wohl das Beste, daß du deinen Aufenthalt wechselst, wenn dir die Sache so nahe geht. Und da dein Vater es wünscht . . ."

„Na, werden ja sehen! Ehe ich abreise, sag' ich dir noch Lebewohl. Für heut' empfehl' ich mich! Es ist nämlich Zeit, den Besuch bei Rittmeister Korsak zu machen. Da hab' ich ein bißchen Ablenkung."

(Fortsetzung folgt.)

Onkel Nestor.

Humoreske von **Rudolf Presber.**

Also, mein Onkel Nestor —, er heißt eigentlich ganz brav Heinrich; aber wir nennen ihn „Onkel Nestor", weil er der älteste in der Familie ist und sich nichts aus seinem braven Rufnamen „Heinrich" macht. Heinrich I. hat Vögel auf Leimruten gefangen, sagt er, und das ist eine Tierquälerei. Heinrich II. hat sich mit seinem leiblichen Bruder unschön herumgeschlagen . . . Und so hat er von jedem Heinrich etwas auszusagen. Bis zum achten, dem englischen, der ihm durch seine vielen Frauen imponiert.

Also, mein Onkel Nestor hat mir die Geschichte selbst erzählt. Folglich ist sie wahr. Denn wenn ich seine Jagdgeschichten aus der Steiermark ausnehme, so lügt er überhaupt nicht.

Eines Abends sitzt Onkel Nestor — er war schon in den Fünfzigern, aber er sah noch wirklich gut aus! Und wenn er seinen Smoking anzog und eine weiße Nelke ansteckte — — nein wirklich, er rechnete noch mit, der Onkel!

Also, eines Abends sitzt er in einem „Revue-Theater". Ein Blödsinn wird gespielt — ohne Hirn, aber mit schrecklich viel Beinen. Es singt auch jemand, der's eigentlich nicht kann. Ein alter, heiserer Komiker amüsiert sich köstlich über sich selbst. Und die Musik mischt neckisch ein Ragout aus dreißig Operetten.

Auf einmal — nein, die Sache war so. Da spielt ein Akt — warum und wieso haben die vier Autoren sicher selbst nicht gewußt — spielt in einem Wiener Kaffeegarten. Der Chor der „Schokoladen-Mädchen" — weil's eben ein Kaffeegarten ist — singt, hochgeschürzt, etwa so: „Milch wie Schnee — und Kaffee — Ach, und Schokoladen; — Mädchen traut — Weiß von Haut, — aber rund von Waden . . ." Und so.

Onkel Nestor prüft, ernst und sachverständig, durchs Glas, ob das mit den Waden und der Haut seine Richtigkeit hat. Da strömt Volk auf die Bühne. Ausflügler, Sportleute, Neureiche und ähnliche Novitäten. Das gruppiert sich an kleinen runden Tischen. Malerisch. Untermischt mit den Schokoladen-Mädchen. Man hat gedacht: die sind zum Bedienen da! Aber man soll nicht denken in einer „Revue". Also, das gruppiert sich an Tischen und singt allsogleich einen, dem Lied der Schokoladen-Mädchen kongenialen Chor.

Onkel Nestor in seiner Loge — sagt' ich's schon? Er saß in einer Proszeniums-Loge. Allein. Seit Stullen im Parkett gegessen werden, liebt er die Einsamkeit seines Sitzes. Onkel Nestor also in der Loge schraubt wie verrückt an seinem Glas. Er kann offenbar die Betreffende gar nicht nah genug herankriegen. Aber wer da etwa glaubt . . . Oho, der irrt sich!

Nein, das kann keine Täuschung sein, denkt Onkel Nestor, während er immer heftiger schraubt. Die komische Alte da mit riesigem Strohhut und dem Schlupp unterm Kinn, das ist sie doch — die Henriett'!? . . . In Freiburg, als er studiert hat, der Onkel Nestor; lang, lang ist's her, und herausgekommen ist auch nichts bei dem Studium. Er hat jetzt eine Linoleum-Fabrik. Damals hatte er die Henriette entdeckt. Das Mädel war so zwei, drei Jährchen jünger als er, aber viel schöner. Nußbraunes, volles Haar hat sie gehabt. Und so lang, so lang! „Du, Anna Czillack" . . . hat er oben auf dem Schloßberg oft zu Henriett' gesagt, wenn sie hoch über dem Münster im Grase lagen und sie ihre Haare kämmte — „und sang ein Lied dabei". Wie die Loreley. Und Augen hatte das Mädel, Augen! . . . „Bald wie ein Reh, — Bald wie'ne Fee, — Und immer tiefer als die See, — Schafft mir dein Auge Lust und Weh . . ." So hieß es in einem seiner schrecklichen Gedichte von damals.

Denn damals dachte er noch nicht an Linoleum.

Und jetzt, nach — na, fünfunddreißig Jahre waren's doch sicher — jetzt, da vorn unter dem Schutenhut, unter dem Heilsarmee-Deckel — die Augen und die Nase! — Die Nase war immer das Charakteristischste — ein ganz klein wenig windschief, aber das Profil doch griechisch-römisch. Das war sie doch — war sie doch, die Henriett', mit der er ins badische Höllental gefahren und in den siebenten Himmel seiner Jugend. Die Henriett', die zweite oder dritte Soubrette war. Auf der Bühne konnte sie nicht viel — aber lieb sein konnte sie und küssen und Eierkuchen backen und — ja, und Geld ausgeben, das konnte sie auch. Denn beim Eierkuchen blieb's selten . . . Gealtert war sie natürlich, und die Maske übertrieb's noch ein bißchen, das Alter; denn sie spielte jetzt Komische Alte. Aber unter Maske und Schminke erkannte man doch . . .

Also, jetzt rasch! Schon war er auf dem Korridor, der Onkel Nestor: „Logenschließer, he!" — „Der Herr wünschen?" — „Mann Gottes, hier haben Sie zehn Mark. Kaufen Sie mal rasch hübsche Blumen irgendwo — oder stehlen Sie sie, mir gleich. Und dann — hier schreibe ich was auf eine Karte. So —. Das geben Sie der Dame, verstehen Sie, also der Dame, die eben im zweiten Akt in der blöden Szene an den Tischen, Sie wissen schon, rechts vorn gesessen hat. Am dritten Tisch rechts." — „Die ältere Dame?" — „Ja, die mit dem Hallelujah-Hut und dem Schlupp drunter. Rasch — rasch doch in die Garderobe — und bringen Sie mir Antwort!"

Also Onkel Nestor saß wieder allein in der Loge. Jetzt war's Nacht. Auf der Bühne nämlich. Auf der Bühne wird's schnell Nacht. Die ganze Komparserie war weg. Ein Tenor sang — übel — ein Ständchen. Das Ständchen war aus dem „Don Cesar" gestohlen, der Tenor aus Sachsen. Aber schon ging die Logentür. Der Logenschließer meldete leise mit einem Leporello-Lächeln dem Onkel Nestor ins Ohr: „Die Dame kommt. Wie gewünscht, nach dem Theater. In die „Blaue Nachtigall". Sie wird den Ober nach Herrn Lino fragen."

Lino — so nannte sich Onkel Nestor, wenn er inkognito auftrat. Die erste Silbe von Lino-leum, dem er die Möglichkeit verdankte, in so teuren Lokalen wie im Chambre particulière der „Blauen Nachtigall" zu speisen.

Eine halbe Stunde später — Onkel Nestor sitzt vor einigen köstlichen Platten kalter Vorspeise und wartet und dreht nachdenklich den goldenen Hals der Sektflasche im knisternden Eis herum.

Da — draußen ein Stimmchen! Hell, silberhell, jung — keine Spur von Alter.

„Ober, bitte — welche Nummer hat Herr von Lino bestellt?" Er war geadelt. Das sah ihr ähnlich. Nobel, immer nobel. Was wird sie für Augen machen, wenn sie —

Sie machte gar keine Augen. Aber er!

Sie stand, in einen sehr schicken Abendmantel gehüllt, ein bißchen gepudert, ein bißchen gemalt — in dem reichen, reichen braunen Haar einen Goldreif — „Du, Anna Czillack" —! Ja, was war jetzt das —?! Das reiche, braune Haar und kein Silberfaden — kein Fältchen im Gesicht — die Gestalt jung und elastisch — die Augen: „Reh — Fee — oh, ohweh . . ." oder wie war das? . . . Die Nase griechisch-römisch und ein bißchen windschief und überhaupt — das war ja die Henriett' — seine Henriett'! Seine Jugendsünde vom Schloßberg, aus dem Höllental und aus allen sieben Himmeln seiner Jugend!

Bin ich verrückt? Bin ich betrunken? Bin ich behext? Diese drei Möglichkeiten ließ Onkel Nestor blitzschnell Revue passieren. Verwarf sie aber alle drei wieder, da die Voraussetzungen zu fehlen schienen. Vielleicht träumte er. Er kniff sich ins Bein. Es schmerzte. Also träumte er nicht.

Und die liebliche Erscheinung sprach. Indem sie dem Czillack" —! Ja, was war jetzt das —?! Das reiche, reiche Haar ordnete, sagte sie: „Mama hat schrecklich gelacht."

Onkel Nestor kam ins Stottern; „Verz — Verzeihung — Ihre Frau Mutter —? Es freut mich ja, wenn sie vergnügt ist, aber —"

„Denken Sie, der Idiot von Logenschließer hat ihr die Blumen gebracht, der Mama —"

Wahrhaftig, seine Blumen hatte sie auch! Er sah's mit wachsendem Erstaunen.

„Ihre Frau Mutter —? Nicht möglich — ja, spielt denn die auch mit?" Heuchlerisch riß er am Vorhang dieses Rätsels.

„Aber natürlich. Sie ist doch die komische Alte. Vorn rechts am Tisch."

„Und Sie — pardon — wo saßen Sie?"

„Ich — ich hab' doch überhaupt nicht gesessen. Ich bin doch nachher erst, mit dem Tenor zusammen, gekommen. Übrigens ein Fadian. Zuerst, wissen Sie — die ersten fünfundzwanzig Vorstellungen, da hab' ich ihn ja beinahe geliebt. Aber die Mama hat gleich gesagt: Laß' dich nicht mit einem Kollegen ein — und gar schon nicht mit einem Tenor! Halt' dich lieber an die älteren Herren; da heiratet dich vielleicht einer . . ."

„Sie haben eine sehr kluge Mutter."

„Ach ja. Aber — was essen wir denn?" Und während sie die Speisekarte musterte: „Wissen Sie, ich glaube, sie hat sich mal mit einem Studenten verplempert. In Freiburg oder wo. Und seitdem — Mein Vater war dann auch kein Fund. Ein paar Krebse werden wir nehmen, ja? Und dann Fasan, wenn's Ihnen recht ist? — Seitdem, glaub' ich, hat

die Mama . . . Aber sie hat heute gleich gesagt, als sie das Billett sah: „Das ist für **dich**, Kind. Und das ist sicher der gesetzte dicke Herr dort in der Loge rechts. Da kannst du ruhig hingehen. Der sieht jemandem ähnlich, — den ich gekannt habe in Freiburg — und der schon lange tot ist."

Oho, begraben hat sie mich **auch** schon, dachte Onkel Nestor. Na ja, eigentlich hab' ich ja **auch** nicht gewußt, daß **sie** . . .

Und so soupierte die lebendige Tochter der Henriett' mit dem Onkel Nestor, der schon lange tot war, in der „Blauen Nachtigall".

In der Gartentür.

Skizze von J. M. Ludwig Müller.

Fein geschotterter, schimmernder, weißer Kies lag in der Gartentür. Von Astern und Reseden umsäumt und umträumt führte dieser Weg zum dahinter liegenden, von Wildreben umrankten Landhaus. Glückliche Leute bewohnten gestern noch diesen idyllischen Erdenfleck . . .

Es war Abend in der Allee, die vor der Gartentür vorbeiführte. Ein paar alte Frauen kamen aus den Nachbargärten und gingen nun nach dem Orte zurück.

„Ob's Elf'le noch lebt?"

„Die Blätter im Herbst hört sie nimmer fallen!"

Mit einem scheuen, wehleidigen Blick nach dem freundlichen Landhaus entfernten sich die beiden Frauen und trennten sich an der nächsten Wegekreuzung vor dem alten Lindenbaum.

In der Gartentür lehnte durch vorstrebende, dichte Äste der Hecken verborgen ein junger Mann, Georg Wanger, der der heimlich Verlobte war. Er hatte die Worte der vorüberschreitenden Frauen erlauscht. Ein Schwert schien ihm durch die Seele gedrungen. Doch er wartete wie immer an den vorangegangenen Abenden. Einmal mußte sich die Tür des Landhauses wieder öffnen, und dann mußte Else kommen.

Lange, bange Minuten . . .

Wie aus schweren Träumen plötzlich erweckt, horchte er jedesmal auf, wenn irgendein leises Geräusch im Garten aufklomm. War sie es nicht? Knirschte da nicht ihr leichter Fuß auf dem schimmernden, weißen Kies? Still blieb es rings. Er hatte sich getäuscht. Auch gestern hatte er sich getäuscht. Die letzten Tage überhaupt hatte er immer vergeblich hier gestanden. In der geöffneten Gartentür, von dichten Heckenästen nach der Allee versteckt.

Da ging die Haustür des Landhauses jäh auf. Eine schluchzende Stimme wünschte jemandem einen Nachtgruß. Die Tür verschloß sich darauf dumpf. Eine hohe, hastige, dunkle Erscheinung huschte im gleichen Augenblick an dem Harrenden in der Gartentür heran.

„Das ist ja der **Doktor**!"

Gepreßt und laut hatte Georg die Worte vor sich hergesagt, so daß der Vorübereilende eine Weile erschrocken stehen blieb.

„Wünschen Sie mich? Ich bin Dr. Gundlach!"

„Nein . . . Nur eine Frage, Herr Doktor! — Else Weinoth . . .?"

„Ist tot."

Der Doktor war mit einem flüchtigen Gruße gegangen.

Georg Wanger drohte umzusinken. Krampfhaft faßten seine Hände nach der Gartentür. Durch seinen jugendlichen Körper lief ein wild aufbäumendes Zucken. Seine Augen weiteten sich, das hereinbrechende Nachtdunkel zu durchdringen. Furchtbares Weh in ihm, der nicht glauben mochte, daß alles, alles — — vorbei. Doch den heftigsten Schmerz lösten seine Tränen. Er bückte sich und raffte mit beiden Händen ein Häuflein Kies, schimmernden, weißen Kies vom Gartenwege. Mondlicht geisterte durch Laub und Blattgewinde auf die kalten, glitzernden Steinchen nieder. Seine zitternden Hände hielten umschlossen, was unter ihren Füßen einst schimmerte. Er küßte die Steine. Es waren nur Steine, die so rein waren wie sie, die er liebte. Und dann ging er und trug die Reliquien heim. — —

Fein geschotterter, schimmernder, weißer Kies liegt noch immer in der Gartentür; nur sie weiß um das Geheimnis und Grab einer Liebe.



Bunte Chronik



* **Das Bevölkerungsmaximum einiger Staaten.** Man hat errechnet, daß die Vereinigten Staaten, sofern die Entwicklung der letzten Jahrzehnte anhält, um das Jahr 2100 den Höhepunkt ihres Wachstums erreicht haben werden. Die Vereinigten Staaten sollen dann 197 Millionen Einwohner haben. Von da an soll es wieder rückwärts gehen. Für Deutschland wurde früher schon berechnet, daß es sein Maximum um das Jahr 2000 mit 120 Millionen Einwohnern erreicht haben wird, auch so viele Einwohner ernähren könne, dann aber ebenfalls am Ende seiner Entwicklung stehen würde. Bei Frankreich ist bekanntlich der Tiefstand schon vor dem Kriege eingetreten gewesen. — Indessen darf man diese Berechnungen nicht allzu tragisch nehmen. Wenn Deutschland — allerdings nur bei intensivster Ausnützung der Bodenkräfte — 120 Millionen Menschen ernähren kann, so haben die Vereinigten Staaten noch für bedeutend mehr Menschen Raum als für 197 Millionen. Ebenso ist die Zeitspanne, für welche man eine Bevölkerungsstagnation in Frankreich festgestellt hat, viel zu kurz, um daraus den Schluß zu ziehen, daß die Bevölkerungsbewegung nun dauernd rückläufig sein müsse. Es ist durchaus möglich, daß hier mit der Änderung von Anschauungen und Sitten im Laufe der Jahrzehnte wiederum eine positive Bevölkerungsbewegung einsetzt und es ist bereits heute eine Hemmung der rückläufigen Bewegung dank der Einwanderung fremder Stämme — insbesondere Tschechen und Italiener — sowie infolge der Einverleibung Elsaß-Lothringens, festzustellen.

*

* **Zunahme der ultravioletten Sonnenstrahlen.** Dr. Edison Pettit vom Mount-Wilson-Observatorium in den Vereinigten Staaten hat kürzlich de Entdeckung gemacht, daß die ultravioletten Strahlen der Sonne seit 1924 zugenommen haben. Diese Vermehrung stimmt ferner mit derjenigen der Sonnenflecken überein, die periodisch in einer Zeitspanne von 11 Jahren zu erfolgen pflegt. Bei seinen Versuchen filtrierte Dr. Pettit das einfallende Licht durch dünne aus Gold bzw. Silber bestehende Blättchen. Gleichzeitig wurde die Einwirkung des Ozons auf ultraviolette Strahlen einer exakten Untersuchung unterzogen. Ozon in Form von Säure ist bekanntlich dreiatomig, während die gewöhnlichen Säuremoleküle nur zwei Atome aufweisen. Der Verlauf dieses Experiments hat zur Annahme berechtigt, daß die in höheren atmosphärischen Schichten reichlich vorhandenen Ozonmengen in der Lage sind, ultraviolette Sonnenstrahlen zu absorbieren. Indem nämlich Dr. Pettit das Licht durch eine vor einen Meßapparat aufgestellte lange, mit Ozon gefüllte Röhre gleiten ließ, gelang ihm die interessante Feststellung, daß, falls die Luftschicht wie in dieser Röhre stark ozonhaltig war, die ultraviolette Strahlung um fünf Prozent stärker wurde, während sie bei ozonfreier Atmosphäre um drei Prozent abnahm. Die hohe Einwirkung des Ozons auf die Mengen ultravioletter Sonnenstrahlen, welche die Erde erreichen, ist damit einwandfrei erwiesen. Auch die absolute Leuchtkraft der Sonne ist, wie Dr. C. G. Abbot vom Smithsonian-Institut vor einiger Zeit in einem Vortrag der „Astronomischen Gesellschaft Amerikas" betonte, gewissen Schwankungen unterworfen. Man hat in diesem Institut jahrelang systematische Versuche zur Ermittlung einer sog. „Sonnenkonstante" angestellt. Noch im Laufe des Oktobers wird in Südafrika eigens zu diesem Zweck ein neues Observatorium eröffnet.

Lustige Rundschau



* **Kritik.** Auf einem Wohltätigkeitsfest spielt ein junger Mann, der sich viel auf sein Können einbildet, die 12. und 2. Rhapsodie von Liszt. Als er fertig gehämmert hat, geht ein alter Herr auf ihn zu, klopft ihm auf die Schulter und sagt: „Ich habe diese Stücke von Schnabel gehört, ich habe sie von Rubinstein gehört, ich habe sie sogar von Franz Liszt selber gehört (der Virtuose verbeugt sich tief), wie Sie hat keiner geschwitzt."

*

* **Von der Schmiere.** Bei einer kleinen Theatertruppe wird „Die Hermannsschlacht" dadurch wirkungsvoll zu machen gesucht, daß Varus mit den Trümmern seiner Legionen nach Rom zurückkehrt und vom Kaiser zur Verantwortung gezogen wird. Als der Kaiser ihm schmerzerfüllt entgegenruft: „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder," hat Varus sein Stichwort vergessen. Der Darsteller des Kaisers merkt seine Verlegenheit und wiederholt, um Zeit zu gewinnen, immer lauter seinen berühmten Ausruf. Da ruft Varus in seiner Verzweiflung: „Wenn du so schreist, kriegst du gar nichts!"

*

* **Es ist nicht seine Schuld.** Richter zum Vagabunden: „Nun werden Sie mir in drei Wochen zweimal vorgeführt. Fünf Tage Haft! Aber ich will Sie hier nicht mehr sehen." — Vagabund: „Herr Amtsgerichtsrat! Das müssen Sie den Gendarmen sagen!"

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.